

# Wie entstehen diakritische Zeichen?

Daniel Bunčić

## Abstract

Diacritics have usually been viewed as marks that can be added to an alphabet *ad libitum*, in any arbitrary shape and for any function that is needed in a given language. This is not the case. Diacritics have a concrete 'etymology', which explains the relation between form and function just as etymologies for words explain the relation between signifier and signified. Specifically, diacritics can emerge in four ways: as iconic diacritics, from letters (or parts of letters), from deletion marks, or from disambiguation marks. However, in most cases diacritics are not created from scratch but borrowed from another language, which entails language contact, formal identity, and functional equivalence. (Straightforward functional shifts and formal evolutions are of course possible.)

## 1. Einleitung

Diakritische Zeichen (Diakritika) werden bisher als eine Art Allzweckwaffe „zur Erweiterung eines Basisalphabets bei zusätzl[ichen] Bezeichnungs- und Differenzierungsnotwendigkeiten durch graph[ische] Zusätze verschiedener Arten“ angesehen, die „auch ganz unsystemat[isch] verwendet werden“ können (Glück 2016: 144). Die Grundidee ist also: Will man eine Sprache verschriften und das vorhandene Graphem-Inventar reicht für das zu repräsentierende Phonem-Inventar nicht aus, so erschafft man neue Grapheme, indem man einzelnen Schriftzeichen irgendwelche beliebigen Punkte, Striche, Häkchen usw. hinzufügt. Das Ziel dieses Beitrags ist es, zu zeigen, dass das eine völlig falsche Vorstellung ist. Vielmehr hat jedes diakritische Zeichen eine ‚Etymologie‘ – das heißt: Trotz der grundsätzlichen Arbitrarität sprachlicher – und somit auch diakritischer – Zeichen in der Synchronie lässt sich der Zusammenhang zwischen Form (*signifiant*: ⟨'⟩, ⟨,⟩, ⟨ˇ⟩ usw.) und Funktion (*signifié*: Langvokal, Sibilant, Palatal usw.) eines jeden Diakritikons diachronisch eindeutig herleiten. Dies soll anhand der europäischen Diakritika (von denen die meisten ja auch in slavischen Sprachen benutzt werden oder wurden) belegt werden (mit gelegentlichen Exkursen zu außereuropäischen Schriften). Konkret scheint es vier verschiedene Typen der Entstehung neuer diakritischer Zeichen zu geben (Kapitel 3). Häufig werden jedoch nicht völlig neue Diakritika kreiert, sondern fertige Diakritika – mit Form und Funktion! – aus einer anderen Sprache entlehnt, was an zwei besonders interessanten und komplexen Fällen demonstriert werden soll (Kapitel 4). Beginnen wir aber mit der Frage, was genau wir unter diakritischen Zeichen verstehen und was nicht (Kapitel 2).

## 2. Definitionen

Ein diakritisches Zeichen ist eine „unterscheidende Markierung, die einem Graphem hinzugefügt wird, um ein neues Graphem zu bilden, das innerhalb des sprachspezifischen Schriftsystems distinktiv ist“ (Bunčić angenommen a). Die modifizierende Funktion diakritischer Zeichen kann dabei sehr unterschiedlich sein. Die wohl häufigste bezieht sich auf das phonologische Segment, etwa wenn der Háček im Tschechischen aus dem ⟨s⟩ für /s/ ein ⟨š⟩ für /ʃ/ macht: Das Graphem mit dem diakritischen Zeichen bezeichnet ein anderes Phonem als das Grundgraphem ohne diakritisches Zeichen. Ein Sonderfall ist der französische Zirkumflex auf ⟨ê⟩, der zwar dessen Aussprache als /ɛ/ markiert, sich darin aber nicht vom Gravis auf ⟨è⟩ unterscheidet. Hier hat der Zirkumflex zusätzlich eine etymologische Funktion, da er den Ausfall eines Lautes bezeichnet (z. B. s bei ⟨fête⟩ < feste). Nicht selten tragen Diakritika auch suprasegmentale Informationen, z. B. wenn der Gravis in ital. ⟨città⟩ ‚Stadt‘ die Endbetonung dieses Wortes markiert. (Diakritika in dieser Funktion – aber nur diese! – kann man mit Recht *Akzentzeichen* nennen.) Eine weitere Funktion von Diakritika ist die Unterscheidung homonymer Wörter oder Morpheme, z. B. in frz. ⟨où⟩ ‚wo‘ vs. ⟨ou⟩ ‚oder‘, niederl. ⟨één⟩ ‚ein (Numerale)‘ vs. ⟨een⟩ ‚ein (Artikel)‘ oder im Griechischen des 12.–20. Jahrhunderts bei ⟨-α⟩ im Dat. Sg. vs. ⟨-α⟩ z. B. im Nom. Sg. (also ⟨ἡ πολιτεία⟩ ‚der Staat‘ vs. ⟨τῆ πολιτεία⟩ ‚dem Staate‘).

Von der obigen Definition ausgeschlossen werden 1. Schriftzeichen, die nicht der Modifikation dienen, sondern direkt phonologische Informationen kodieren, und 2. Zeichen, die kein neues Graphem bilden. Von Punkt 1 sind insbesondere die Vokalzeichen im Hebräischen und Arabischen betroffen, die also funktional (entgegen traditionellen Beschreibungen, z. B. Coulmas 1999: 127 oder Thümmel 2002: 162) *keine* diakritischen Zeichen sind: Der Strich unter dem hebräischen *d* in ⟨ḏ⟩ und der Strich über dem arabischen *d* in ⟨ḏ̣⟩ bezeichnen einfach das jeweilige Phonem /a/ und sind damit funktional gleichzusetzen mit Buchstaben wie lateinisch ⟨a⟩, griechisch ⟨α⟩ oder glagolitisch ⟨+⟩. Eine Besonderheit ist lediglich ihre formale Platzierung über bzw. unter einem anderen Buchstaben (sowie ihr Gebrauch nur in bestimmten Kontexten). Aufgrund der funktionalen Autonomie der Vokalisationszeichen werden ⟨ḏ⟩ und ⟨ḏ̣⟩ bzw. ⟨ḏ̣̣⟩ und ⟨ḏ̣̣̣⟩ in linguistischen Analysen nie als verschiedene Grapheme angesehen (was die einheitliche Analyse vokalisierter und nicht vokalisierter Texte auch erheblich erschweren würde). Insofern erfüllen die Vokalisationszeichen auch die unter Punkt 2 genannte Anforderung nicht, mit dem Grundgraphem ein neues Graphem zu bilden, – sie sind vielmehr eigenständige Grapheme. Durch diesen Punkt sind außerdem sogenannte Unterscheidungszeichen ausgeschlossen, wie z. B. die ‚u-Flamme‘, die manche Schreiber\*innen (früher mehr als heute) handschriftlich über das ⟨u⟩

setzen (also  $|\ddot{u}|^1$ ), um die Verwechslung von ⟨u⟩ und ⟨n⟩ zu vermeiden, oder der Strich, der in russischer Schreibschrift oft unter ⟨ш⟩ und über ⟨т⟩ gesetzt wird (also  $|\underline{ш}|$  vs.  $|\overline{т}|$ ). Auch der (allerdings heutzutage obligatorische) i-Punkt ist ein solches Unterscheidungszeichen, kein Diakritikon. Solchen Unterscheidungszeichen ist gemein, dass sie kein neues Graphem bilden:  $|\ddot{u}|$ ,  $|\underline{ш}|$ ,  $|\overline{т}|$  und  $|\dot{i}|$  treten nicht etwa in Opposition zu  $|\underline{ш}|$ ,  $|\underline{ш}|$ ,  $|\underline{ш}|$  und  $|\dot{i}|$ , sondern sind lediglich verdeutlichende Varianten der Letzteren. (Jedoch können aus Unterscheidungszeichen diakritische Zeichen entstehen, siehe 3.4.)

Formal unterscheidet man diakritische Zeichen nach ihrer Position: superskribierte (auch: supralineare) Diakritika, die (normalerweise mittig) über dem Grundgraphem stehen, wie ⟨ä⟩, ⟨č⟩, ⟨é⟩, ⟨ñ⟩, ⟨í⟩, ⟨á⟩, ⟨◌̂⟩; subskribierte (oder infralineare) wie ⟨ā⟩, ⟨ç⟩, ⟨ǣ⟩, ⟨ω⟩, ⟨◌̄⟩; inskribierte, die in irgendeiner Form in das Grundgraphem hineingesetzt werden oder es durchqueren, wie ⟨đ⟩, ⟨ł⟩, ⟨ø⟩, ⟨κ⟩, ⟨Ɀ⟩; und adskribierte, die neben das Grundgraphem gesetzt werden, wie ⟨ọ⟩, ⟨ł̣⟩, ⟨ḍ⟩, ⟨Ω̣⟩, ⟨f̣⟩.

Eine Sonderform diakritischer Zeichen – oder je nach Definition auch eine separate Kategorie – stellen untrennbar mit dem Duktus des Grundgraphems verbundene DIAKRITISCHE ELEMENTE dar, wie etwa in ⟨η⟩ vs. ⟨n⟩, ⟨ш⟩ vs. ⟨ш̣⟩ oder ⟨ь⟩ vs. ⟨ь̣⟩. Diese Kategorie ist jedoch schwer abzugrenzen. Auf der einen Seite wird man z. B. den unteren Balken, der das ⟨E⟩ vom ⟨F⟩ unterscheidet, kaum als diakritisches Element ansehen wollen. Hier lässt sich funktional argumentieren, da ⟨E⟩ und ⟨F⟩ keinerlei gemeinsame ‚Grundbedeutung‘ haben, die durch den Strich modifiziert werden könnte. Auf der anderen Seite sind auch Querstriche wie bei ⟨đ⟩, die Cedille wie in ⟨ç⟩, der Ogonek wie in ⟨ā⟩ oder das Horn wie in ⟨ọ⟩ mit dem Grundgraphem verbunden. Die handschriftliche Schreibweise könnte hier ein Kriterium sein: Bei diakritischen Zeichen im engeren Sinne wird abgesetzt und das diakritische Zeichen nachträglich angebracht (man schreibt also erst das ⟨d⟩ – oft auch erst das gesamte Wort – und setzt dann nach einem Absetzen der Feder den Querstrich ⟨đ⟩, ebenso erst das ⟨c⟩ und dann die Cedille darunter ⟨ç⟩ usw.), während diakritische Elemente in einem Zug mit dem Grundgraphem geschrieben werden (z. B. ⟨η⟩, ⟨ụ⟩, ⟨ṿ⟩). Allerdings wird auch der polnische Ogonek, der üblicherweise als diakritisches Zeichen im engeren Sinne angesehen wird, wie ein diakritisches Element in einem Zug geschrieben (z. B. ⟨ạ⟩).

1 Ähnlich wie in der phonologischen Notation zwischen /.../ für Grapheme und [...] für (Allo-)Phone unterschieden wird, benötigt auch eine systematische graphematische Analyse die Unterscheidung zwischen emischen Elementen (Grapheme auf der Ebene der Langue, der Kompetenz, des Sprachsystems) und etischen Elementen (Grapheme auf der Ebene der Parole, der Performanz, der sprachlichen Realisierung). Ich folge Fuhrhop & Buchmann (2009), indem ich die Notation (...) auf graphemische Information beschränke und |...| für graphetische Information verwende.

Da auch adskribierte Zeichen wie der Punkt in ⟨l⟩ oder der Apostroph in ⟨d'⟩ diakritische Zeichen sind, ist der Weg zum ebenfalls horizontal daneben gesetzten DIAKRITISCHEN BUCHSTABEN nicht mehr weit. In der Tat haben ⟨h⟩ in ital. ⟨chi⟩ ‚wer‘, ⟨u⟩ in frz. ⟨guerre⟩ ‚Krieg‘ und ⟨i⟩ in poln. ⟨się⟩ ‚sich‘ die gleiche Funktion wie diakritische Zeichen: Sie modifizieren die Bedeutung des vorausgehenden Buchstabens, indem sie klären, dass ⟨c⟩ für /k/ (und nicht /tʃ/), ⟨g⟩ für /g/ (und nicht /d͡ʒ/) bzw. ⟨s⟩ für /ɛ/ (und nicht /s/) steht. Teilweise werden diese Kombinationen als Digraphen interpretiert, was im italienischen Fall gut funktioniert, hier repräsentiert ⟨ch⟩ einheitlich /k/. Jedoch steht frz. ⟨gu⟩ zwar in ⟨guerre⟩ für /g/, in ⟨aigu⟩ ‚scharf, spitz‘ jedoch für /gy/, ebenso wie poln. ⟨si⟩ etwa in ⟨siła⟩ ‚Kraft‘ nicht für /ɛ/, sondern für /ɛi/ steht. Im Italienischen hat das ⟨h⟩ fast keine andere Funktion als die diakritische in den Kombinationen ⟨ch⟩ /k/ und ⟨gh⟩ /g/. Die einzige andere Funktion außerhalb von Eigennamen und Interjektionen ist die der Kennzeichnung von vier Präsensformen von *avere* ‚haben‘ – *ho* (1SG), *hai* (2SG), *ha* (3SG) und *hanno* (3PL) –, um sie von Homonymen abzugrenzen (*o* ‚oder‘, *ai* ‚zu den‘, *a* ‚zu‘ und *anno* ‚Jahr‘). In dieser Funktion ist interessanterweise zeitweilig auch der Gravis statt des ⟨h⟩ benutzt worden, so dass die fraglichen Formen von ‚haben‘ ⟨ò), ⟨ài), ⟨à) und ⟨anno) geschrieben wurden (Bultro et al. 2004–2018). Ebenso wird im Polnischen ⟨si) nur vor Vokalen geschrieben, während in anderen Positionen gleichbedeutend ⟨ś) mit Strich geschrieben wird. Die funktionale Äquivalenz von diakritischen Buchstaben und diakritischen Zeichen ist also offensichtlich. In diesem Beitrag wird es jedoch schon deshalb nicht um diakritische Buchstaben gehen, weil deren Herkunft von vornherein klar ist: Sie sind eben Buchstaben. Diakritische Elemente bleiben ebenfalls aus der Betrachtung ausgeklammert.

### 3. Vier Arten der Entstehung neuer Diakritika

#### 3.1 Ikonische Diakritika

Unter Ikonizität versteht man eine formale Ähnlichkeit zwischen *signifiant* und *signifié*. Der wohl bekannteste Fall sind onomatopoetische Wörter wie *Kuckuck* (russ. *kukuška*, poln. *kukułka*, skr. *kukavica*, frz. *coucou*, engl. *cuckoo* usw.), deren lautliche Form den Klang des Bezeichneten nachahmt. Bei ikonischen Diakritika liegt dementsprechend eine visuelle Ähnlichkeit vor.

Eine solche Ähnlichkeit ist bei den griechischen ARZENTZEICHEN zu erkennen, die ursprünglich ikonisch einen steigenden Ton mit ⟨´), einen fallenden Ton mit ⟨˘) und einen zuerst ansteigenden und dann abfallenden Ton mit ⟨ˆ) bezeichneten. Dabei beruht die Ikonizität der Zeichen natürlich auf der räumlichen Metapher für Tonhöhe (zu deren Entwicklung vgl. Grutschus

2009: 147–152). Die Namen dieser diakritischen Zeichen, *ὄξεια* ‚spitz‘, *βαρεῖα* ‚schwer‘ und *περισπωμένη* ‚herumgezogen‘ bzw. lateinisch *acutus* ‚spitz‘, *gravis* ‚schwer‘ und *circumflexus* ‚umgebogen‘, beruhen hingegen wohl auf einer anderen Metapher für Tonhöhen, der „haptischen“ (vgl. ebd. 136–140).

Als ikonisch ist sicherlich auch das Paar aus MAKRON (ˉ) (griechischer Name: *μακρά* ‚lang‘) für Langvokale und BREVE (˘) (griech. *βραχεῖα* ‚kurz‘) für Kurzvokale aufzufassen. Man denke auch an die schriftliche Darstellung des Morsealphabets, bei der für ‚lang‘ ebenfalls ein Strich, für ‚kurz‘ allerdings ein Punkt verwendet wird (wobei nicht völlig auszuschließen ist, dass sich auch die Breve womöglich aus einem Punkt \*(˘) entwickelt hat, ähnlich wie der von den Hussiten ins Tschechische eingeführte Punkt (ˇ) zu einem Háček (ˇ) geworden ist).

Ein weiteres, auch ursprünglich im Griechischen entstandenes Diakritikon ist das TREMA (¨) (auch *Diärese*, griech. *διαίρεσις* ‚Trennung‘), das markiert, dass zwei Buchstaben getrennt zu lesen sind, also z. B. zwei Vokale nicht als Diphthong aufzufassen sind, sondern in verschiedenen Silben stehen. (Das deutsche Wort *Trema* kommt über frz. *tréma* von griech. *τρήμα* ‚Loch, Öffnung, Lücke‘, das vielleicht für einen gefühlten Stimmabsatz oder zumindest einen phonetischen Energieabfall an der Silbengrenze steht.) Hier bezeichnen die beiden nebeneinanderliegenden Punkte offenbar die beiden getrennten Silben, die zu sprechen sind.

Ikonizität ist die einzige Möglichkeit, wie diakritische Zeichen mit einer völlig neuen Form entstehen können. Bei den folgenden drei Entstehungswegen werden bereits existierende Zeichen zu Diakritika umgedeutet – dabei handelt es sich also um Fälle von Funktionswandel.

### 3.2 Tilgungsdiakritika

Eine solche Gruppe von Zeichen, aus denen diakritische Zeichen entstehen können, sind die Tilgungszeichen. In erster Linie betrifft dies ‚durchgestrichene‘ Buchstaben, so etwa poln. ⟨ł⟩ für /w/ (< /l/), niedersorb. ⟨ŕ⟩ für /ʃ/ (vs. ⟨ř⟩ für /ɛ/) oder altnordisch ⟨ǰ⟩ für /ŋ/ (vs. ⟨g⟩ für /g/; z. B. im *Ersten Grammatischen Traktat*, S. 88, siehe Haugen 1972: 26 f., 57). Die Grundidee ist hier, dass der jeweilige Grundbuchstabe ‚nicht der richtige‘ ist und deshalb durchgestrichen wird; jedoch gibt es kein anderes Graphem, das besser passt, so dass keine positive Korrektur stattfinden kann und das durchgestrichene Graphem stehen bleibt. Da die Durchstreichung also letztlich nur eine Metapher ist, ist es natürlich wichtig, dass das Grundgraphem trotz der Tilgung gut lesbar ist, und im Laufe der Zeit wird auch wichtig, dass es sich zusammen mit dem Tilgungsstrich gut schreiben lässt. Daher gehen viele dieser diakritischen Tilgungsstriche nicht mittig durch das gesamte Grundgraphem (was die Lesbarkeit, insbesondere handschriftlich, teilweise sehr verschlech-

tern würde), sondern durchqueren nur einen Teil davon, so z. B. bei skr. (Ðđ) für /ðz/, isländisch (Ðð) für /ð/ (aus der insularen Form des ⟨d⟩) oder maltes. ⟨ħ) (für /h/). Bei manchen Buchstaben sind in unterschiedlichen Situationen verschiedene Möglichkeiten genutzt worden (z. B. ⟨k) in der lettischen Orthographie vor 1921 für /c/, ⟨k) und ⟨k) als lateinische Abkürzungen, z. B. für *kalendae* oder *kapitulum*, vgl. Cappelli 1928: 195). Noch verbreiteter als in Orthographien scheint die Durchstreichung in Transkriptionssystemen aller Art zu sein (vgl. z. B. die IPA-Zeichen ⟨i̇), ⟨j) und ⟨u) sowie die aus den oben genannten Orthographien übernommenen ⟨ð) und ⟨ħ) oder in der alten Duden-Lautschrift ⟨eh) für /χ/, ⟨nġ) für /ŋ/, ⟨seh) für /ʒ/, ⟨th) für /θ/ und ⟨dh) für /ð/, vgl. Duden 1967: 13).

Ein heute nicht mehr gebräuchliches Tilgungszeichen ist das so genannte *punctum delens*, das in der lateinischen Schreibtradition entweder über oder unter den zu tilgenden Buchstaben gesetzt wurde. Dieser PUNKT wurde vor allem in „ceremonious or artistic manuscripts“ (Barrett & Iredale 1995: 67) benutzt, da eine dezente Markierung wie ⟨Feehler) oder ⟨Feehler) die Seite auf den ersten Blick weniger entstellte als ⟨Feehler) oder ⟨Feehler). Sobald der Leser aber zu der mit dem *punctum delens* markierten Textstelle kam, sah er es und wusste, dass der entsprechende Buchstabe nicht gelesen werden sollte. Dieser Tilgungspunkt wurde im Altirischen zu einem diakritischen Zeichen entwickelt, dem sogenannten *ponc séimhithé* [ˈpʷɔŋk ˈʃeːvʲiθə] ‚Lenitionspunkt‘ ⟨˙) auf ⟨p) [f], ⟨b) [w], ⟨t) [θ > h], ⟨d) [ð > γ], ⟨c) [x], ⟨g) [ɣ], ⟨f) [w > Ø], ⟨m) [w̃ > w] und ⟨s) [h]. Dabei gab es sogar eine zusätzliche Brücke vom Tilgungszeichen zum Diakritikon, denn der Punkt wurde anfangs nur auf ⟨f) und ⟨s) gesetzt, von denen das erste komplett geschwunden war und das zweite in bestimmten Fällen ebenfalls nicht gesprochen wurde (vgl. z. B. den Familiennamen *McEntegart*, der auf *mac int śacairt* zurückgeht, was ‚Sohn des Priesters‘ bedeutet (*śacairt* kommt von lat. *sacerdos* ‚Priester‘) und /mak iNt aəRd/ gesprochen wurde; McManus 1996: 659). Danach wurde der nun diakritische Punkt analog auf andere Buchstaben übertragen.

Der altpolnische Nasalvokal /ã/ wurde in Handschriften durch ein durchgestrichenes ⟨ǎ) dargestellt (das bisweilen zu einer Art ⟨ø) vereinfacht wurde). Die urslavischen Nasalvokale \*ę und \*ǫ waren ja im Altpolnischen zu /ã/ zusammengefallen. Durch verschiedene Lautwandel konnte dieser Nasalvokal auch gedehnt als /ã:/ auftreten, das einfach durch Verdopplung als ⟨ǎǎ) (bzw. ⟨øø)) geschrieben wurde. Da am Beginn des 16. Jahrhunderts die Quantitätsunterschiede aber durch Qualitätsunterschiede ersetzt worden waren, schlug Zaborowski (1983 [1514/1518]: 56, 78, 91) in seinem Orthographie-Traktat eine Differenzierung in ⟨a) mit kurzem Strich oben („semivirgula superior“) und ⟨a) mit langem Strich („integra virgula“) vor. So erscheint im Druck des Traktats das ehemalige ⟨Rakǎǎ) ‚mit der Hand‘ (heute ⟨reka)) als **Rakǎ** (ebd.: 71). Aufgrund der Entwicklung des kurzen /ã/ zu /ɛ̃/ (während

das lange /ā:/ zu /ɔ/ geworden ist) führte dann Hieronymus Vietor 1521 parallel zum ⟨a⟩ mit kleinem Querstrich ein ebensolches gestrichenes ⟨ȧ⟩ ein (vgl. Bunčić 2012: 235). In der Antiqua wurden die polnischen Nasalvokalzeichen ⟨ȧ⟩ und ⟨ė⟩ dann zu ⟨ą⟩ und ⟨ę⟩, mit Ogonek. Dieser aber gehört in die folgende Kategorie der Buchstabendiakritika.

### 3.3 Buchstabendiakritika

Als Buchstabendiakritika bezeichne ich diakritische Zeichen, die entweder aus ganzen Buchstaben oder aus Teilen von Buchstaben entstanden sind. Auf einen ganzen Buchstaben, nämlich das ⟨a⟩, geht z. B. der RING im Skandinavischen zurück. Der Laut /a:/ > /ɔ/ > /o/ wurde zunächst (und im Dänischen bis 1948) als ⟨aa⟩ geschrieben. Dieser Digraph konnte zur Platzersparnis auch vertikal geschrieben werden: ⟨ȧ⟩. Daraus entstand dann das heutige ⟨å⟩, mit dem sogenannten Ring als diakritischem Zeichen. Der Ring im Tschechischen hat hingegen eine andere Etymologie: Hier wurde der Diphthong /uo/, der aus /o:/ entstanden war und sich später zum /u:/ weiterentwickeln würde, zunächst ⟨uo⟩ geschrieben. Aus diesem entstand dann, ähnlich wie im Skandinavischen, in vertikaler Schreibweise ⟨ů⟩. Die beiden Ringe sind also homonym: Sie haben unterschiedliche (obschon in diesem Fall sehr ähnliche) Funktionen und nur durch einen historischen Zufall dieselbe Form.

Ebenfalls direkt aus einem Buchstaben entstanden sind die deutschen UMLAUTPUNKTE. Noch heute wird statt ⟨ä⟩ ⟨ö⟩ ⟨ü⟩ ja bei Bedarf auch ⟨ae⟩ ⟨oe⟩ ⟨ue⟩ geschrieben (z. B. in Internet-Adressen, die keine Umlaute zulassen). Aus Frakturdrucken kennt man auch noch die vertikale Schreibweise |ä| |ö| |ü|. Um zu verstehen, wie aus einem ⟨e⟩ zwei Punkte werden konnten, muss man sich zum einen klarmachen, dass die Punkte |¨| nur eine Vereinfachung der handschriftlich immer noch gesetzten Striche |¨¨| sind, und zum anderen, dass das ⟨e⟩ in der deutschen Kurrentschrift (die besser unter dem ungenauen Namen *Sütterlin* bekannt ist) aus genau solchen zwei Strichen besteht: |e|. So konnte also in der alten deutschen Schreibschrift sehr leicht |oee| |oee| |üüü| über |öe| |öe| |üü| zu |öe| |öe| |üü| werden.




Auch ⟨n⟩ und ⟨m⟩ wurden schon im Mittelalter oft zur Platzersparnis über der Zeile geschrieben, wobei deren Form zu einer einfachen Wellenlinie ⟨~⟩ reduziert wurde. Dieser ‚Nasalstrich‘, der bisweilen auch weiter zu einer geraden Linie |~| vereinfacht werden konnte, blieb zunächst eine optionale Verkürzung; |tädē|, |tädem|, |tandē| und |tandem| waren also freie, austauschbare Realisationen von lat. (tandem) ‚endlich‘. Im Spanischen ist dann /n:/, das |nn| oder |ñ| geschrieben werden konnte, zu /ɲ/ palatalisiert worden (ebenso wie auch /l:/ ⟨ll⟩ zu /ʎ/ palatalisiert und dann zu /j/ vereinfacht wurde). Als dann für /ɲ/ nur noch ⟨ñ| geschrieben und der Nasalstrich nicht mehr in anderen Kontexten benutzt wurde, war die sogenannte TILDE ⟨~⟩ zu

einem diakritischen Zeichen geworden. Etwas Ähnliches geschah im Portugiesischen: Dort wurden Vokale vor /m/ und /n/ im Silbenauslaut unter Ausfall des Nasalkonsonanten nasalisiert, z. B. ⟨bom⟩ /bõ/ ‚gut‘. In bestimmten Positionen ist die Schreibung des Nasalkonsonanten als Tilde standardisiert, z. B. ⟨nação⟩ /nɐˈsɐ̃w/ ‚Nation‘ oder ⟨nações⟩ /nɐˈsõj/ ‚Nationen‘. Als Nasalitätszeichen wurde die Tilde auch in andere Sprachen, z. B. das Kaschubische, wo ⟨ã⟩ für /ã/ im Gegensatz zu ⟨ą⟩ für /ɔ̃/ steht, sowie z. B. in das Internationale Phonetische Alphabet (IPA) übernommen.

Ein schönes Beispiel für ein diakritisches Zeichen, das nur aus einem Teil eines Buchstabens entstanden ist, ist die CEDILLE. Sie entstand in Spanien, wo im Mittelalter die sogenannte westgotische Kursive in Gebrauch war. In dieser Variante des lateinischen Alphabets wurde ⟨z⟩ nicht nur in seiner ‚gotischen‘ Form |ʒ| geschrieben, sondern hatte zusätzlich noch oben einen Anstrich erhalten: |ʒ̄|. Dieser in der Paläographie *copete* ‚Haube‘ genannte Bogen wurde mit der Zeit immer größer und schließlich zum ⟨c⟩ umgedeutet, so dass der Rest der *zeda copetuda* (‚z mit Haube‘) nur noch als *zedilla* ‚kleines z‘ unter dem ⟨c⟩ erschien: ⟨ç⟩ (Menéndez Pidal 1954: 212–221). In dem Augenblick, in dem man diesen Buchstaben als eine Variante von ⟨c⟩ interpretierte und nicht mehr als eine Form des ⟨z⟩, war ⟨,ç⟩ zu einem diakritischen Zeichen geworden.

Im Italienischen hat das ⟨ç⟩ hingegen eine etwas andere Funktion. Die Repräsentation von palatalisiertem \*k vor hinteren Vokalen ist dort früh durch diakritisches ⟨i⟩ gelöst worden (z. B. ⟨ciabatta⟩ [tʃaˈbatːa] ‚Pantoffel; Ciabatta-Brot‘), daher wurde ⟨ç⟩ dafür nicht benötigt. Jedoch gibt es im Italienischen verschiedene Ergebnisse diverser Palatalisationen, darunter [tʃ], [tʃ] und [dʒ], wofür die Buchstaben ⟨c⟩ und ⟨z⟩ nicht ausreichten, so dass ⟨ç⟩ als dritter Buchstabe hinzukam. Laut Kramer (1996: 587) ist ⟨ç⟩ aber unabhängig von der spanischen Tradition auf ganz ähnliche Weise durch Umdeutung des ins Italienische entlehnten griechischen Zeta (ζ) entstanden. Wenn dem so ist, verbergen sich hinter der Cedille also wiederum zwei homonyme Zeichen, diesmal mit zufällig auch recht ähnlichen Funktionen.

Die wohl berühmtesten Beispiele für aus Buchstabenteilen entstandene Diakritika sind die griechischen SPIRITUS, die aus dem griechischen Eta (Hēta) ⟨H⟩ entstanden sind: Der *spiritus asper* ⟨´⟩ (griech. *δασὸν πνεῦμα* ‚rauer Hauch‘), der einen [h]-Anlaut bezeichnet, wurde aus der linken Hälfte ⟨F⟩ des Eta gebildet und der *spiritus lenis* ⟨˘⟩ (griech. *ψιλὸν πνεῦμα* ‚leichter Hauch‘), der etwas redundant einen vokalischen Anlaut ohne [h] bezeichnet, aus der rechten Hälfte ⟨+⟩. Diese Redundanz ist dadurch entstanden, dass die beiden von Aristophanes von Byzanz um 200 v. Chr. herum eingeführten Spiritus ursprünglich nur zur Desambiguierung eingesetzt werden sollten, z. B. von *ὄρος* /ˈoros/ ‚Berg‘ und *ὄρος* /ˈhoros/ ‚Grenze‘, damals in der Form ⟨ὄΡΟΣ⟩ vs. ⟨ὌΡΟΣ⟩ (vgl. Sturtevant 1937: 116).

Die Entwicklung der ab dem 7. Jahrhundert vorkommenden *e caudata* (ę) (‚geschwänztes e‘) hat schon Robert (1895: 634) recht zutreffend beschrieben: Dieses Graphem hat seinen Ursprung in der æ-Ligatur, die für klassisch-lateinisches *ae* geschrieben wurde. Während die in der heutigen Antiqua übliche Form |æ| recht weit von ⟨ę⟩ entfernt zu sein scheint, wurde die Ligatur im Mittelalter oft mit der ‚offenen‘ Form des ⟨a⟩ gebildet und sah daher beispielsweise so aus: . Das ⟨a⟩ ist hier also kaum mehr als eine Schlaufe, die mit der Zeit nach unten wanderte und zu Formen wie  führte. Zu dieser Verschiebung nach unten könnte beigetragen haben, dass für *ae* im Mittelalter auch häufig einfach nur ⟨e⟩ geschrieben und die CAUDA dann oft erst nachträglich, „mitunter wohl erst durch einen Leser“, hinzugefügt wurde (Stotz: 1996: 83, § 67.4) und oft eine sehr dünne Form annahm: . Für eine solche nachträgliche Korrektur war natürlich neben dem ⟨e⟩ kein Platz, so dass die ⟨a⟩-Schlaufe schon aus rein technischen Gründen unten angefügt werden musste. Danach lässt sich in den Handschriften und später auch Drucken beobachten, wie die Cauda weiter in die Mitte unter den Grundbuchstaben wandert und ihre heutige Form eines nach rechts offenen Bogens annimmt. So wird es möglich, sie am Ende des Grundbuchstabens anzusetzen und zeitsparend direkt in einem Zug mitzuschreiben.

Aufgrund graphischer Ähnlichkeit wurde die Cauda bei der Einführung des Antiquadrucks in polnischer Sprache mit dem unter 3.2 erwähnten Strich für die Nasalvokale ⟨a⟩ und ⟨ɛ⟩ assoziiert (vgl. Bunčić 2012: 235 f.), so dass ⟨a⟩ und ⟨ɛ⟩ dort seitdem (und z. B. auch im Litauischen) für Nasalvokale stehen und die Cauda in dieser neuen Funktion den polnischen Namen OGONEK (ebenfalls ‚Schwänzchen‘) erhalten hat.

### 3.4 Diakritika aus Unterscheidungszeichen

Unterscheidungszeichen wurden bereits in Kapitel 2 angesprochen. Nötig werden sie u. a. durch Kursivierung und den zeitweiligen Vorrang ästhetischer Gesichtspunkte, die die Gleichförmigkeit einer Schrift und damit die Ähnlichkeit der einzelnen Grapheme als kalligraphisches Ideal fördern können, vor der Deutlichkeit der Schrift. So haben diverse mittelalterliche Buchschriften die senkrechten Schäfte betont, vor allem aber gotische Schriften

- 
- 2 Scan aus MS. K. k. V. 16 der Cambridge University Library, einer wohl aus Echternach stammenden, um 737 in angelsächsischer Schrift geschriebenen Abschrift der Kirchengeschichte des Beda Venerabilis, zitiert nach dem Faksimile in Steffens (1929: Tafel 32, Zeile 29).
  - 3 Scan aus Urkunde I.13 des St. Galler Stiftsarchivs, einer in merowingischer Schrift geschriebenen Stiftungsurkunde für das Kloster St. Gallen aus dem Jahre 757, zitiert nach dem Faksimile in Steffens (1929: Tafel 38, Zeile 7).
  - 4 Scan aus einer Handschrift des Eadui Basan aus Canterbury aus dem 11. Jahrhundert, zitiert nach Baker (o. J.).



‚gutturalen‘ Frikative /ħ/ und /x/), während bei den ursprünglichen Unterscheidungszeichen keine phonetische Ähnlichkeit notwendig ist (vgl. /z/ vs. /r/), da sie ja auf visueller Ähnlichkeit der Grapheme beruhen.

### 3.5 Zur Frage ‚arbiträrer‘ Diakritika

Die vorangehenden Unterkapitel haben vier Möglichkeiten gezeigt, wie diakritische Zeichen entstehen können. Obwohl ich bei der Untersuchung einer großen Zahl diakritischer Zeichen (vgl. meine Artikel im Band *Schriftlinguistik der Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft*, Neef, Weingarten & Sahel 2014 ff.) bisher keine anderen Entstehungswege gefunden habe, ist es durchaus möglich, dass z. B. Diakritika in süd- oder ostasiatischen Schriften noch andere Arten von ‚Etymologien‘ aufweisen.

Die viel wichtigere Frage aber lautet: Braucht es überhaupt eine so klare ‚Etymologie‘? Ist es nicht doch möglich, dass einzelne diakritische Zeichen völlig arbiträr aus dem Nichts entstehen, einfach weil jemand das Grundprinzip diakritischer Zeichen verstanden hat und seinem Alphabet daher als „minimales“ Zeichen einen Punkt oder einen einfachen Strich hinzufügt?

Ein Beispiel für ein solches ‚arbiträres‘ Zeichen könnte der Strich sein, durch den in römischer Zeit ⟨G⟩ aus ⟨C⟩ gebildet worden sein soll (vgl. z. B. Diring 1962: 166 f., Friedrich 1966: 112, Haarmann 1991: 296, Glück 2016). Dieser ‚diakritische‘ G-Strich ist jedoch ein Mythos, wie schon Hempl (1899) ausführlich und überzeugend dargelegt hat: Der lateinische Buchstabe ⟨G⟩ ist in Wirklichkeit auf das griechische Zeta (ζ) zurückzuführen (was u. a. erklärt, warum er im Alphabet nicht nach ⟨C⟩ oder als neuer Buchstabe ganz am Ende einsortiert ist, sondern eben genau an der Stelle von Zeta). Die parallele Entwicklung von Gamma zu ⟨C⟩ und Zeta (in der noch dem phönizischen Zajin nahestehenden |I|-Form) zu ⟨G⟩ zeigt Hempl (1899: 31) anhand von in Inschriften belegten Buchstabenformen:

Γ Ϛ < < C C  
I I I < G G

Auch der Strich, der heute ⟨R⟩ von ⟨P⟩ unterscheidet, ist natürlich (entgegen z. B. Glück 2016) kein diakritisches Zeichen (bzw. Element), sondern steht im Kontext der Entwicklung des altitalischen ⟨P (p)⟩ in Richtung des heutigen ⟨P⟩, wodurch beim altitalischen ⟨P (r)⟩ der Anschluss der Schlaufe an den Schaft betont werden musste und so über ⟨P⟩ das heutige ⟨R⟩ entstand. Selbst

7 Das Argument der „minimalen“ Zeichen kam in der Diskussion nach meinem Vortrag beim Kolloquium „Schriftsysteme und Identitätspolitik“ der Sprachwissenschaftlichen Kommission der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig am 2. Dezember 2016 auf (vgl. Bunčić angenommen b), wofür ich dem Publikum zu herzlichem Dank verpflichtet bin.

wenn wir diesen Strich als eine Art Unterscheidungszeichen deuten wollen, ist dieses also alles andere als arbiträr.

Überhaupt sind auch Unterscheidungszeichen oft ikonisch, indem sie distinktive Elemente der ursprünglichen Form des Buchstabens nachahmen, so etwa die Öffnung nach oben bei ⟨ǃ⟩ oder die Lage der waagerechten Verbindung bei ⟨ū⟩ und ⟨w̄⟩. Auch bei den arabischen Unterscheidungszeichen ist dieser Ursprung teilweise heute noch zu erkennen:

arab.	hebr.	lat.	vs.	arab.	hebr.	lat.
ر	ר	(r)		ز	ז	(z)
ב	ב	(b)		ت	ט	(t)

Wir können also festhalten, dass keine diakritischen Zeichen belegt sind, die völlig aus der Luft entstanden sind, ähnlich wie es keine Wörter gibt, die über keinerlei Etymologie verfügen.

### 3.6 Ein unklarer Fall

Ein weniger allgemein bekanntes diakritisches Zeichen ist der APEX, der in lateinischen Texten vom Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. bis ins 3. Jahrhundert n. Chr. sehr verbreitet war (Oliver 1966: 131)



Abbildung 2: Römische Inschrift aus dem 1. Jh. n. Chr.<sup>8</sup>

und einen Langvokal bezeichnete. In der Form ist der Apex quasi identisch mit dem Akut (´) (siehe Abbildung 2). Mit diesem kann er jedoch kaum verwandt sein, da er eine völlig andere Funktion hat, indem er nicht den Akzent, sondern die Vokallänge markiert (vgl. auch Oliver 1966: 144). Damit stimmt er funktional mit dem Makron (¯) überein, das allerdings eine Erfindung der modernen Philologie ist (und zwar wohl von Wilhelm Paul Corssen, vgl. Christiansen 1889: 4). Während jedoch die sich in der Schreibrichtung erstreckende Linie beim Makron gut mit dem sich über die Zeit ausdehnenden Laut assoziiert werden kann,

ist der ikonische Bezug zwischen dem schrägen Strich und dem Langvokal beim Apex schwierig herzustellen.

Nun kommt der Apex in den Inschriften und den wenigen überlieferten Papyri nicht nur in der heute als ‚kanonisch‘ geltenden Form |´| vor, sondern auch in vielen anderen Formen (vgl. Christiansen 1889: 4 f., Oliver 1966: 149 f.), z. B. |´|, |´|, |´|, |´| oder |´|, und auch für die waagerechte Form |´| gibt es

8 Ausschnitt aus einer von Tomisti auf Wikimedia Commons hochgeladenen Skizze, <https://commons.wikimedia.org/w/?oldid=141578342> (abgerufen 03.10.2018).

einzelne antike Belege (z. B. ⟨POLYCLYTŌ⟩ und ⟨SŌTACVS⟩ in der Inschrift CIL 8979 vom Anfang der Kaiserzeit, Henzen et al. 1882: 1191). Wenn die Variante |̣| die älteste wäre, wäre sie sehr leicht als ikonisch zu erklären.

Laut Oliver (1966: 150 f.) ist die älteste Form aber die ‚sichelförmige‘, d. h. ein nach links offener Halbkreis |̣|, der schon ab 104 v. Chr. belegt ist. Auch zeigte dieses diakritische Zeichen offenbar ursprünglich nicht direkt die Vokallänge an, sondern die Verdopplung eines Buchstabens – Vokal oder Konsonant. Insofern war der Apex in Form und Funktion mit dem ansonsten als *sicilicus* ‚Sichelchen‘ bekannten Diakritikon auf Konsonanten identisch (Oliver 1966: 152–158). Für eine ‚Etymologie‘ des Apex müssen wir also offenbar nach einer Motivation für die Beziehung zwischen der Halbkreisform |̣| und der Buchstaben-Gemination suchen. Leider ist mit Fontaine (2006: 106 f.) anzunehmen, dass der Sicilicus vor allem in „Büchern“ („libri“, ebd. 106) vor 204 v. Chr. benutzt wurde, aber – vielleicht aus Platzgründen – nicht in Inschriften (in denen in dieser Zeit einfache Buchstaben ohne jede Kennzeichnung auch für geminierte Konsonanten standen, bevor sich dann im 2. Jahrhundert v. Chr. die Doppelschreibung bei Konsonanten und der Apex bei Vokalen durchsetzte). Bücher, d. h. Papyri, sind aus dieser frühen Zeit aber nicht überliefert. Daher kann über die Herkunft dieses Zeichens nur spekuliert werden: Man könnte bei der Kreisform an eine Art Wiederholungszeichen (von der Art |̣| im Sinne von ‚noch einmal lesen‘) denken, das dann als ikonisch aufzufassen wäre, aber auch die Entwicklung aus einem Buchstaben, der (ähnlich wie bei ⟨â⟩) zur Verdopplung über den Buchstaben geschrieben und dann analog auch auf die anderen Doppelbuchstaben übertragen wurde, ist gut möglich.

Jedenfalls ist davon auszugehen, dass auch dieses diakritische Zeichen eine ‚Etymologie‘ hat, auch wenn uns diese aufgrund der fehlenden direkten Quellen aus der Entstehungszeit des Diakritikons nicht bekannt ist.

#### 4. Entlehnung diakritischer Zeichen: ⟨´⟩ und ⟨˘/ˇ⟩

An zwei aufschlussreichen Beispielen soll nun verdeutlicht werden, wie Diakritika entlehnt werden. Dabei handelt es sich zum einen um drei homonyme Zeichen der Form ⟨´⟩, nämlich Akut, Apex (čech. *čárka*) und Palatalstrich (poln. *kreska*), zum anderen um ein diakritisches Zeichen, dessen Form sich vom Punkt ⟨˘⟩ zum Háček ⟨ˇ⟩ entwickelt hat und das seinerseits mit dem Palatalstrich verwandt ist.

Der AKUT ⟨´⟩ ist, wie oben dargestellt, als ikonisches Diakritikon zur Bezeichnung des steigenden Stimmtonverlaufs (in betonter Silbe) im Griechischen entstanden. Im Humanismus wurde er in verschiedenen Funktionen auch ins Lateinische und in die romanischen Sprachen übernommen. Das

Griechische hatte zu diesem Zeitpunkt längst keinen melodischen Akzent mehr, so dass Akut, Gravis und Zirkumflex reine Betonungszeichen waren. In dieser Funktion wurde der Akut auch übernommen (z. B. in span. ⟨música⟩ ‚Musik‘). Teilweise konnte der Akzent im Altgriechischen distinktiv sein, z. B. lautete zum generell zirkumflektierten οἶκος ‚Haus‘ der Nom. Pl. οἴκοι, also ebenfalls mit Zirkumflex, der alte Lokativ ‚zu Hause‘ aber οἴκοι mit Akut. Solche Minimalpaar-Unterscheidungen wurden, da sie praktisch waren, auch nach Verlust ihres phonetischen Gehalts graphisch fortgeschrieben. Daneben gibt es eine Reihe von Wörtern, die in jeweils unterschiedlicher Bedeutung betont oder unbetont vorkommen, z. B. das Demonstrativpronomen ὁ ‚dieser‘, das als Artikel ὁ ‚der‘ ein Proklitikum ohne Betonung ist. Auch in dieser Funktion der Unterscheidung von Homonymen wurden die griechischen Akzente in romanische und andere Sprachen übernommen, z. B. frz. ⟨à⟩ ‚zu‘ vs. ⟨a⟩ ‚hat‘ oder ⟨fermé⟩ [fɛʁˈme] ‚geschlossen‘ vs. ⟨ferme⟩ [fɛʁm(ə)] ‚(er/sie) schließt‘. Aus der Markierung der Betonung und der Unterscheidung von Homonymen hat sich in den europäischen Volkssprachen die Verwendung der griechischen Akzente auch zur genaueren Kennzeichnung der Aussprache entwickelt, z. B. frz. ⟨é⟩ für /e/ vs. ⟨e⟩ für /ə/ vs. ⟨è⟩ für /ɛ/, port. ⟨ô⟩ für /o/ vs. ⟨ó⟩ für [ɔ], ital. ⟨é⟩ für /e/ vs. ⟨è⟩ für [ɛ]. Zudem wurden schon im Humanismus lautliche Gegebenheiten der Zielsprachen mit den griechischen Akzentverhältnissen assoziiert. So schreibt etwa Erasmus von Rotterdam (1528: 4v) auf Latein: „Aio dómi nâtum, audis accentū acutū in priore voce, in posteriore circūflexū“ („Ich sage *dómi nâtum* ‚zu Hause geboren‘, du hörst den Akut im vorderen Wort und im hinteren den Zirkumflex“; gemeint ist hier, dass es zwei Wortakzente gibt – der Gesprächspartner hatte die Wörter als ein einziges Wort *dominâtum* ‚beherrscht‘ missverstanden –, und zwar im ersten Wort auf einer kurzen, im zweiten auf einer langen Silbe). Insofern ist hier für die Zeitgenossen wohl kein Bruch zwischen den Funktionen der Akzentzeichen im Altgriechischen und den Funktionen, mit denen sie im Neulatein und den europäischen Volkssprachen verwendet wurden, zu erkennen gewesen.

Der APEX (´) kam in lateinischen Inschriften zwar im 3. Jahrhundert n. Chr. außer Gebrauch; dies war jedoch vor allem auf die Missbilligung durch Grammatiker wie Quintilian (Oliver 1966: 131 f.) zurückzuführen, die den Apex auf ambige Wortformen einschränken wollten und mit Formulierungen wie „longis syllabis omnibus adponere apicem ineptissimum est“ („den Apex allen langen Silben beizufügen ist höchst unziemlich“; zit. nach Oliver 1966: 131) zu seinem Untergang im lateinischsprachigen Schrifttum beigetragen haben dürften. Beim einfachen Volk und in Randbereichen des Römischen Reiches kann er sich womöglich länger gehalten haben. Noch Isidor von Sevilla erwähnt ihn immerhin im 7. Jahrhundert in seiner *Etymologiae* genannten Enzyklopädie (I.xvii.29, Lindsay 1911), und die Iren verwenden ihn in

ihren lateinschriftlichen Hand- und Inschriften in altirischer Sprache (hier *síneadh fada* [ˈʃiːnə ˈfʷadʲə], ‚Längezeichen‘ genannt; vgl. Thurneysen 1909: 18, § 24). Diese sind uns zwar erst seit dem Beginn des 8. Jahrhunderts überliefert, es ist aber sehr wahrscheinlich, dass die Iren das lateinische Alphabet schon deutlich früher benutzt haben. Spätestens seit dem 4. Jahrhundert wurde Irisch im Ogam-Alphabet geschrieben, das seinerseits mit hoher Wahrscheinlichkeit eine sekundäre Kodierung eines anderen Alphabets ist (vgl. Fjellhammer Seim 2007: 159 f.). Mac Eoin (1998: 126) verweist außerdem auf das ausgefeilte Schriftsystem und die hohe Schreibkompetenz im Irischen, die schon in den frühesten überlieferten lateinschriftlichen Texten um 700 vorliegt, und schließt daraus: „Latin-letter literacy in Irish must have existed all through the Ogam period, at the very least to record native Irish names in ecclesiastical documents.“ Vielleicht aus dem Altirischen wurde der Apex auch ins Altnordische übernommen, wo er z. B. im 12. Jahrhundert im *Ersten Grammatischen Traktat* (S. 85 f.; siehe Haugen 1972: 16–19) als Zeichen zur Kennzeichnung von Langvokalen beschrieben wird.

Am Anfang des 15. Jahrhunderts wird ein identisch aussehender Strich (´) zur Kennzeichnung von Langvokalen auch im Tschechischen eingeführt. Dieser wird im Traktat (*De Orthographia Bohemica*, das ebenso traditioneller- wie unbewiesenerweise dem 1415 in Konstanz hingerichteten Proto-Reformator Jan Hus zugeschrieben wird, als *gracilis virgula* ‚dünner Strich‘ bezeichnet (fol. 41<sup>r</sup> 4, Schröpfer 1968: 84 f.). Im heutigen Tschechischen heißt dieses Längenzeichen schlicht *čárka* ‚Strich‘. Ab 1414 ist es in tschechischen Handschriften belegt (vgl. Šlosar 2010: 204), wenn auch anfangs nur sehr sporadisch (Berger 2012: 260). Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser Strich aus dem Irischen übernommen worden (vgl. Schröpfer 1968: 29 f.). Dies wurde vor allem durch die aufgrund der iroschottischen Mission in Mitteleuropa zahlreich vorhandenen lateinischen Handschriften mit irischen Glossen und Randbemerkungen ermöglicht (dazu und zur Implausibilität anderer Erklärungen siehe Bunčić angenommen b).

Ebenfalls im Altirischen ist, wie oben beschrieben, aus einem Tilgungszeichen der LENITIONSPUNKT (´) (irisch *ponc séimhithe*) entstanden, der offenbar auf demselben Weg ins Tschechische entlehnt wurde, wo er als allgemeines diakritisches Zeichen für Buchstaben mit ‚unlateinischer‘ Aussprache verwendet wurde. Dabei waren bis auf eine Ausnahme alle so bezeichneten Laute palatal(isierte) Gegenstücke der mit dem Grundbuchstaben bezeichneten Laute, z. B. ⟨č⟩ /tʃ/ vs. ⟨c⟩ /tʃ/, ⟨ň⟩ vs. ⟨n⟩. Die einzige Ausnahme war die Opposition ⟨ĭ⟩ /ɨ/ vs. ⟨l⟩ /l/, wo der ursprünglich palatalisierte Lateral dem ‚mitteleuropäischen‘ [l] im 15. Jahrhundert ähnlicher war als der nicht palatalisierte Lateral. Da /ɨ/ später mit /l/ zusammengefallen ist, ist der Punkt schließlich zum reinen Palatalitätsdiakritikon geworden.

Neben der funktionalen Entwicklung des Punktes kam es auch zu einer formalen Veränderung, durch die aus dem Punkt mit der Zeit der HÁČEK (ˇ) wurde. Dieser wurde insbesondere in der Zeit der Slavischen nationalen Wiedergeburt in eine Reihe slavischer Sprachen entlehnt, darunter das Slowakische, Ober- und Niedersorbische, Slovenische und Serbokroatische, und ab 1906 wurde er auch in die weißrussische Lateinschrift eingeführt (vgl. Prenner 2018: 228 f.). Auch in einer Reihe nichtslavischer Sprachen (z. B. Lettisch, Litauisch, Samisch, Lakota), in der amerikanischen phonetischen Transkription und in diversen Transliterationssystemen wird der HÁČEK verwendet. Noch in der ursprünglichen Punktform wurde dieses diakritische Zeichen durch Zaborowski (1983 [1514/1518]) ins Polnische entlehnt. In seinem einflussreichen Orthographietraktat schlug dieser vor, den Punkt auf ⟨č⟩ für /tʃ/, ⟨ś⟩ für /ʃ/, ⟨ź⟩ für /ʒ/ und ⟨đ⟩ für /dʒ/ zu setzen (ebd.: 69, 84, 97, 111). Davon hat sich allerdings nur ⟨ź⟩ durchgesetzt, während /tʃ/, /ʃ/ und /dʒ/ heute durch die Digraphen ⟨cz⟩, ⟨sz⟩ und ⟨dz⟩ repräsentiert werden.

Zaborowski hatte allerdings das Problem, dass es im Polnischen, anders als im Tschechischen, zwei Palatalisierungsstufen gibt: neben den Postalveolaren /ʒ ʒ tʃ dʒ/ auch noch die Alveopalatale /ɕ z tɕ dɕ/. Daher setzte er für die Alveopalatale den tschechischen Palatalitätspunkt einfach doppelt: ⟨š ž č ě⟩ (vgl. auch Bunčić 2012: 229). Diese Doppelpunkte waren im Druckbild oft verwischt und entwickelten sich schnell zu einem von vornherein als solchem gesetzten PALATALSTRICH (´) weiter (poln. *kreska* ‚Strich‘), so dass die vier polnischen Alveopalatale heute als ⟨ś ź ć dź⟩ wiedergegeben werden. In dieser Funktion wurde der Palatalstrich auch ins Ober- und Niedersorbische übernommen, in der Gestalt von ⟨č⟩ ins Serbokroatische, als Entsprechung des kyrillischen diakritischen Buchstabens ⟨ѣ⟩ in die weißrussische Lateinschrift (vgl. Bunčić 2013: 102 f.), 1945 in der Gestalt von ⟨ć⟩ und ⟨ř⟩ für die Palatale /c/ und /j/ in das makedonische kyrillische Alphabet und jüngst in die 2009 offiziell eingeführte montenegrinische Orthographie, wo es nun neben ⟨š⟩ und ⟨ź⟩ in der Lateinschrift auch kyrillisches ⟨č⟩ und ⟨ś⟩ mit Palatalstrich gibt (während dem schon 1830 durch Ljudevit Gaj in das serbokroatische lateinische Alphabet eingeführten ⟨č⟩ der kyrillische Buchstabe ⟨ћ⟩ entspricht).

Auch der tschechische Längenstrich (alias *čárka* alias Apex) hat sich weiterverbreitet. Aus den hussitischen Texten ist er ins Ungarische (und natürlich später ins Slowakische) entlehnt worden. Im Mittelpolnischen wurden die Langvokale [a:], [e:] und [o:], die sich auch qualitativ von den Kurzvokalen [a], [e] und [ɔ] unterschieden (und den quantitativen Unterschied dann verloren, vgl. Stieber 1966: 78, § 55), durch ⟨á⟩, ⟨é⟩ und ⟨ó⟩ bezeichnet. Heute wird nur noch ⟨ó⟩ für das aus [o:] entwickelte [u] gesetzt, während die mit ⟨á⟩ und ⟨é⟩ bezeichneten Laute wieder mit ⟨a⟩ und ⟨e⟩ zusammengefallen sind. Auch im Ober- und Niedersorbischen wird für ehemaliges [o:] (heute ober-sorbisch [u], niedersorbisch [ɔ]) ⟨ó⟩ mit der tschechischen *čárka* gesetzt.

## 5. Fazit

Die vorangehenden Ausführungen sollten gezeigt haben, dass die Geschichte diakritischer Zeichen eine ebenso systematische und auf sowohl formaler wie funktionaler Ableitbarkeit bestehende Herangehensweise erfordert wie die Etymologie von Wörtern. Wo immer ein diakritisches Zeichen neu eingesetzt wird, muss sich das Verhältnis zwischen seiner Form (*signifiant*) und seiner Funktion (*signifié*) a) durch Ikonizität, b) durch Entstehung aus einem Tilgungszeichen, einem Buchstaben(bestandteil) oder einem Unterscheidungszeichen oder c) durch Entlehnung aus einer anderen Sprache erklären lassen. Für die Annahme einer Entlehnung muss nicht nur ein nachweisbarer Sprachkontakt, sondern auch eine Übereinstimmung in Form und Funktion festzustellen sein. Dabei kann es natürlich, ebenso wie bei der Entlehnung von Wörtern, zu einer (jeweils im Einzelfall zu begründenden) Funktionsverengung oder -erweiterung kommen, ebenso wie im Laufe der Sprach- und Schriftentwicklung formale Veränderungen zu beobachten sind (z. B. poln. |' | > |' | oder čech. |' | > |' |). Aus dem Nichts oder „ganz unsystemat[isch]“ (Glück 2016: 144), wie bisher oft angenommen wurde, entstehen diakritische Zeichen jedoch nicht.

### Literaturverzeichnis

- Baker, Peter S. (o. J.) A note about *e caudata*. In ders., *Junicode*, <http://junicode.sourceforge.net/ecaudata.html> (abgerufen 20.09.2018).
- Barrett, John & Iredale, David. 1995. *Discovering old handwriting*. Princes Risborough.
- Berger, Tilman. 2012. Religion and diacritics: The case of Czech orthography. In Baddeley, Susan & Voeste, Anja (Hgg.), *Orthographies in Early Modern Europe*, 255–268. Berlin.
- Bultro et al. 2004–2018. H. In *Wikipedia: L'enciclopedia libera*. <<https://it.wikipedia.org/w/?oldid=98478936>> (abgerufen 17.09.2018).
- Bunčić, Daniel. 2012. The standardization of Polish orthography in the sixteenth century. In Baddeley, Susan & Voeste, Anja (Hg.), *Orthographies in Early Modern Europe*, 219–257. Berlin.
- Bunčić, Daniel. 2013. Pis'mennost' Belarusi na styke vostoka i zapada (meždu dvumja alfavitam, dvumja orfografijami, dvumja jazykami). In Kempgen, Sebastian & Wingender, Monika & Franz, Norbert & Jakiša, Miranda (Hg.), *Deutsche Beiträge zum 15. Internationalen Slavistenkongress, Minsk 2013*, 99–108. München.
- Bunčić, Daniel. [Angenommen a.] Diakritisches Zeichen. In Neef, Martin & Weingarten, Rüdiger & Sahel, Said (Hg.), *Schriftlinguistik* (Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 5). Berlin.
- Bunčić, Daniel. [Angenommen b.] Jan Hus und die Traditionslinien europäischer diakritischer Zeichen. In Bochmann, Klaus (Hg.), *Sprechen und Schreiben: Schriftsysteme und ihre linguistischen, kulturellen und politischen Dimensionen* (Abhandlungen der Philologisch-historischen Klasse der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Bd. 84, Heft 6). Stuttgart & Leipzig.

- Cappelli, Adriano. 1928. *Lexicon abbreviatarum: Wörterbuch lateinischer und italienischer Abkürzungen, wie sie in Urkunden und Handschriften besonders des Mittelalters gebräuchlich sind*. 2. Aufl. Leipzig.
- Christiansen, Jacobus. 1889. *De apicibus et i longis inscriptionum latinarum*. Husum.
- Coulmas, Florian. 1999. Diacritic. In idem, *The Blackwell encyclopedia of writing systems*, 126–127. Malden (MA).
- Diringer, David. 1962. *Writing*. New York.
- Dudenredaktion. 1967. *Duden: Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter*. 16. Aufl. Mannheim.
- Erasmus Roterodamus, Desiderius. 1528. *De recta latini graecique sermonis pronuntiatione*. Parisiis.
- Fjellhammer Seim, Karin. 2007. Runologie. In Haugen, Odd Einar (Hg.), *Altnordische Philologie: Norwegen und Island*, 147–222. Berlin.
- Fontaine, Michael. 2006. “Sicilicissitat” (Plautus, “Menaechmi” 12) and early geminate writing in Latin (with an appendix on “Men.” 13). *Mnemosyne* 59(1). 95–110.
- Friedrich, Johannes. 1966. *Geschichte der Schrift unter besonderer Berücksichtigung ihrer geistigen Entwicklung*. Heidelberg.
- Fuhrhop, Nanna & Buchmann, Franziska. 2009. Die Längenhierarchie: Zum Bau der graphematischen Silbe. *Linguistische Berichte* 218. 127–155.
- Glück, Helmut. 2016. Diakritikon. In Glück, Helmut & Rödel, Michael (Hg.), *Metzler Lexikon Sprache*, 144. Stuttgart.
- Grutschus, Anke. 2009. *Strategien der Musikbeschreibung: Eine diachrone Analyse französischer Toneigenschaftsbezeichnungen*. Berlin.
- Haarmann, Harald. 1991. *Universalgeschichte der Schrift*. 2. Aufl. Frankfurt.
- Haugen, Einar (Hg.). 1972. *First Grammatical Treatise: The earliest Germanic phonology. An edition, translation and commentary*. 2nd edn. London.
- Hempl, George. 1899. The origin of the Latin letters G and Z. *Transactions and Proceedings of the American Philological Association* 30. 24–41.
- Henzen, Guilelmus et al. (Hgg.). 1882. *Inscriptiones urbis Romae Latinae* (Corpus Inscriptionum Latinarum 6(2)). Berolini.
- Kramer, Johannes. 1996. Verschriftungsarten und -tendenzen in der Romania. In Holtus, Günter et al. (Hgg.), *Lexikon der Romanistischen Linguistik*, Bd. II(1), 584–597. Tübingen.
- Lindsay, Wallace Martin (Hg.). 1911. *Isidori Hispalensis episcopi Etymologiarum sive Originum libri XX*. Oxonii.
- Mac Eoin, Gearóid. 1998. Literacy and cultural change in early Ireland. In Ehler, Christine & Schaefer, Ursula (Hg.), *Verschriftung und Verschriftlichung: Aspekte des Medienwechsels in verschiedenen Kulturen und Epochen*, 99–131. Tübingen.
- McManus, Damian. 1996. Irish. In Daniels, Peter T. & Bright, William (Hgg.), *The world's writing systems*, 656–660. New York.
- Menéndez Pidal, Ramón. 1954. *Cantar de mio Cid*. Madrid.
- Millward, Celia M. 1996. *A biography of the English language*. 2nd edn. Boston (MA).
- Neef, Martin & Weingarten, Rüdiger & Sahel, Said (Hg.). 2014ff. *Schriftlinguistik* (Wörterbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft, 5). <<https://degruyter.com/view/db/wsk>> (03.10.2018; seit 2014 online, wird weiter vervollständigt und nach Abschluss bei de Gruyter als Buch erscheinen).
- Oliver, Revilo P. 1966. Apex and sicilicus. *American Journal of Philology* 87(2). 129–170.

- Prenner, Maria Katarzyna. 2018. „Naša Niva“ na skrzyżowaniu kultur: Dowody na różnych płaszczyznach języka gazety. *Acta Albaruthenica* 18. 225–243.
- Robert, Ulysse. 1895. Note sur l'origine de l'ę cédillé dans les manuscrits. In *Mélanges Julien Havet: Recueil de travaux d'érudition dédiés à la mémoire de Julien Havet (1853–1893)*, 633–637. Paris.
- Schröpfer, Johannes. 1968. *Hussens Traktat »Orthographia Bohemica«: Die Herkunft des diakritischen Systems in der Schreibung slavischer Sprachen und die älteste zusammenhängende Beschreibung slavischer Laute*. Wiesbaden.
- Šlosar, Dušan. 2010. Diakritický pravopis. In Čornejová, Michaela & Rychnovská, Lucie & Zemanová, Jana (Hg.), *Dějiny českého pravopisu (do r. 1902): Sborník příspěvků z mezinárodní konference, 200–205*. Brno.
- Steffens, Franz. 1929. *Lateinische Paläographie: 125 Tafeln in Lichtdruck mit gegenüberstehender Transkription nebst Erläuterungen und einer systematischen Darstellung der Entwicklung der lateinischen Schrift*. 2. Aufl. Berlin.
- Stieber, Zdzisław. 1966. *Historyczna i współczesna fonologia języka polskiego*. Warszawa.
- Stotz, Peter. 1996. *Handbuch zur lateinischen Sprache des Mittelalters* (Handbuch der Altertumswissenschaft, Abt. 3, Teil 5). Bd. 3: Lautlehre. München.
- Sturtevant, Edgar Howard. 1937. The smooth breathing. *Transactions and Proceedings of the American Philological Association* 68. 112–119.
- Thümmel, Wolf. 2002. Diakritische Zeichen. In Bußmann, Hadumod (Hg.), *Lexikon der Sprachwissenschaft*, 161–162. Stuttgart.
- Thurneysen, Rudolf. 1909. *Handbuch des Alt-Irischen*. Bd. I. Heidelberg.
- Zaborowski, Stanisław. 1983. Orthographia seu modus recte scribendi et legendi Polonicum idioma quam utilissimus [1514, 1518]. In Urbańczyk, Stanisław (Hg.), *Die altpolnischen Orthographien des 16. Jahrhunderts: Stanisław Zaborowski – Jan Seklucjan – Stanisław Murzynowski – Jan Januszowski*, 51–115. Köln.

Ivana Lederer / Anna-Maria Meyer / Katrin Schlund (Hrsg.)

# Linguistische Beiträge zur Slavistik

XXVI. und XXVII. JungslavistInnen-Treffen,  
6. bis 8. September 2017 in Bamberg  
und 12. bis 14. September 2018 in Heidelberg



**PETER LANG**

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf alterungsbeständigem, säurefreiem Papier.  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISSN 0170-1320  
ISBN 978-3-631-81917-3 (Print)  
E-ISBN 978-3-631-81994-4 (E-Book)  
E-ISBN 978-3-631-81995-1 (EPUB)  
E-ISBN 978-3-631-81996-8 (MOBI)  
DOI 10.3726/b16862

© Peter Lang GmbH  
Internationaler Verlag der Wissenschaften  
Berlin 2020  
Alle Rechte vorbehalten.

Peter Lang – Berlin · Bern · Bruxelles ·  
New York · Oxford · Warszawa · Wien

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne  
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für  
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und  
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Diese Publikation wurde begutachtet.  
[www.peterlang.com](http://www.peterlang.com)